Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 44 (1947)

Artikel: Ueber die Verwertbarkeit völkerkundlicher Sammlungen für kulturhistorische Forschungen

Autor: Bühler, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-114340

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueber die Verwertbarkeit völkerkundlicher Sammlungen für kulturhistorische Forschungen.

(Habilitationsvorlesung, gehalten am 30. Januar 1947).

Von Alfred Bühler, Basel.

Angesichts der Fülle von Material in unseren völkerkundlichen Sammlungen stellt sich wohl in erster Linie die Frage, wie weit solche Erzeugnisse fremder Völker dazu geeignet sind, das Wesen und Werden der betreffenden Kulturen zu erfassen. Damit steht man vor dem Zentralproblem der Völkerkunde überhaupt; denn als weitaus wichtigste Aufgabe ethnologischer Forschungen erweist es sich, die Kulturen der exotischen Völker und vor allem der Naturvölker in ihrem Charakter und ihrer Entstehung zu ergründen. Verschiedene Gesichtspunkte und Methoden können dafür in Betracht gezogen werden. So versuchen die modernen Richtungen, die Kulturen als geschlossene Einheiten zu erfassen. Die von Radcliffe-Brown[1]) und von Malinowski[2]) in den 20er Jahren begründeten, sogenannten funktionalistischen Schulen sind dabei zur Überzeugung gelangt, dass die wechselseitige Bedingtheit aller Kulturerscheinungen innerhalb einer Gesellschaft und die gleichzeitige Abhängigkeit derselben von einem übergeordneten Ganzen dazu führen müssen, die Kulturen als ein Gefüge zweckmässiger Einrichtungen anzusehen. Und die neueste, von der 1935 durch Ruth Benedict[3]) begründeten Kulturstillehre ausgehende Strömung, sieht in den Kulturen ebenfalls sinnvolle Ganzheiten, versucht aber, das Wesen derselben statt durch äussere Gesetzmässigkeiten durch ihren Stil zu erklären, durch eine Formung, die auf inneren Wertnormen beruhen soll.

---

[1]) A. R. Radcliffe-Brown, The Andaman Islanders. Cambridge 1922. [2]) B. Malinowski, Argonauts of the Western Pacific. London 1922. Zu [1]) und [2]) vergl. ferner W. Milke, Der Funktionalismus in der Völkerkunde, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, 61. Jahrg. 1937. — [3]) R. Benedict, Patterns of Culture. New York und London 1935. Vgl. dazu W. Milke, Die Lehre von den Kulturstilen in der Völkerkunde, Schmollers Jahrbuch, 62. Jahrg. 1938. Die modernen Auswirkungen dieser Kulturstillehre haben in Amerika zur Bildung einer vorwiegend psychologisch orientierten Richtung geführt (vgl. z. B. R. Linton, The Cultural Background of Personality. The Century Psychology Series, New York und London 1945).

Beide grossen Richtungen betrachten die Kulturen als gegebene Grössen. Sie sind vollkommen ungeschichtlich und lehnen historische Forschungen teilweise in heftigster Form ab. Selbstverständlich können sie zur Untersuchung ethnographischer Sammlungen nicht herangezogen werden; denn hier ist es niemals möglich, die Kulturen als Ganzes, in allen ihren Funktionen, Stimmungen oder Wertungen zu erfassen, da ja nur der rein materielle, aus greifbaren Objekten bestehende Teil der Kulturerscheinungen vorliegt. Arbeiten in der angedeuteten Art müssen daher der Feldforschung vorbehalten bleiben.

Im Gegensatz zu den modernen Lehren betrachten die beiden älteren Richtungen der Völkerkunde in erster Linie das Werden der Kulturen und versuchen von hier aus, in das Wesen derselben einzudringen. Beide wollen die heutigen Kulturverhältnisse kausal-genetisch aus Zuständen und Ereignissen der Vergangenheit heraus begreifen, sind also im weitesten Sinne des Wortes geschichtlich[1]). Infolge des für Naturvölker typischen Mangels an zeitgenössischen Berichten und schriftlichen Überlieferungen sind sie darauf angewiesen, die früheren Zustände auf Grund der gegenwärtigen Verhältnisse zu rekonstruieren, indem sie die heutigen Kulturen, d. h. die Gesamtheit der Lebensformen und -äusserungen der Völker, analysieren und diese zergliederten Einzeltatsachen in ihren Zusammenhängen verfolgen. Auf diesem Wege glaubte die ältere, unter dem Einfluss darwinistischer Ideen entstandene, sogenannte evolutionistische Lehre zu erkennen, dass klare, scharf bestimmbare und immer wieder nachweisbare Gesetzmässigkeiten die Bildung und damit auch das Wesen der Kulturen bedingen, dass die einzelnen Kulturen verschieden hohe Stufen eines einheitlichen Entwicklungsschemas darstellen[2]). In der jüngeren Richtung dagegen, die vor allem

---

[1]) Vgl. z. B. W. Milke, Die historische Richtung in der Völkerkunde. Schmollers Jahrbuch, 61. Jahrg. 1937; R. J. Sternberg, Die Ethnologie der Gegenwart Neueste Fortschritte, wissenschaftliche Strömungen und Methoden. Ins Deutsche übertragen von A. Byhan, Hamburg. Ethnologische Studien, Bd. I, Heft 4, 1931. — [2]) Vgl. z. B. E. B. Tylor, Primitive Culture. 2. A. London 1873; Researches into the Early History of Mankind. 3. A. London 1878. In Bezug auf Gesetzmässigkeiten in Bildung und Wesen der Kulturen stimmen die Funktionalisten mit den Evolutionisten überein, dagegen stellt sich die Frage der Entwicklung und damit von Entwicklungsstufen im Funktionalismus überhaupt nicht.

von Fritz GRAEBNER[1]) um die Jahrhundertwende begründet wurde, herrscht die Ansicht vor, dass die heutigen Kulturformen in der Hauptsache einmalige, auf historischen Zufälligkeiten beruhende und nicht auf allgemeine Gesetze zurückführbare Erscheinungen darstellen. Am konsequentesten werden solche Auffassungen in der von Wilhelm SCHMIDT[2]) geführten sogenannten kulturhistorischen Schule vertreten, die der Ethnologie streng historischen Charakter verleiht, und es als ihre weitaus wichtigste Aufgabe bezeichnet, die Geschichte der schriftlosen Völker zu erforschen.

Im Gegensatz zu den früher erwähnten modernen Richtungen gestatten es evolutionistische und kulturhistorische Methoden ohne weiteres, auch Teilgebiete der Kulturen zu untersuchen. Bearbeitungen von Museumssammlungen können also am besten in diesem Sinne erfolgen; denn sie müssen ja notwendigerweise von beschränktem Materiale ausgehen. Dass sich aber auch grundsätzlich geschichtliche Gesichtspunkte allgemeinster Art am ehesten für das Studium ethnologischer Sammlungen eignen, ergibt sich schon aus einer Beobachtung, die sich jedem aufmerksamen Betrachter ethnographischer Kollektionen aufdrängt: immer wieder wird er nämlich feststellen, dass Kleidungsstücke, Schmucksachen, Waffen, Werkzeuge usw. aus geographisch oft weit voneinander entfernten Gebieten erstaunliche Ähnlichkeiten aufweisen und häufig miteinander fast identisch sind. Angesichts solcher „ethnographischer Parallelen" muss man tatsächlich die Frage stellen, ob trotz aller Ähnlichkeiten spontan, d. h. voneinander unabhängig entstandene Formen vorliegen, oder aber, ob diese auf einen einzigen Entstehungsort zurückgehen und von da durch Migration oder eine andere Form von Diffusion verbreitet wurden. Im ersten Falle müssten den Ähnlichkeiten allgemeine Gesetzmässigkeiten der Entwicklung zugrundeliegen — wobei es sich nicht unbedingt um evolutionistisch bedingte Notwendigkeiten zu handeln braucht — im zweiten Falle kämen rein historische Ursachen als Erklärung in Frage. Prinzipiell wird man jedenfalls immer mit beiden Möglichkeiten rechnen müssen; denn die besten bisherigen Untersuchungen haben doch weitgehend erwiesen, dass sowohl endogene Entwicklungs-

[1]) F. GRAEBNER, Methode der Ethnologie. Kulturgeschichtliche Bibliothek. 1. Reihe, Bd. 1, Heidelberg 1911. — [2]) W. SCHMIDT, Handbuch der Methode der kulturhistorischen Ethnologie. Münster i. W. 1937.

kräfte als auch exogene historische Beeinflussungen das Gesicht der Kulturen bestimmen, und theoretisch wird dann dieser Doppelaspekt selbst von extremen Vertretern der einen oder andern Richtung durchaus anerkannt. Für die Praxis freilich stellen viele Kulturhistoriker mit Nachdruck fest — und man muss ihnen dabei bis zu einem gewissen Grade Recht geben — dass es nicht oder noch nicht möglich sei, gesetzmässige Entwicklungsfolgen einwandfrei nachzuweisen, und dass man sich deshalb vorerst mit den leichter feststellbaren historischen Faktoren begnügen müsse. Dabei ist aber die Versuchung gross, dass man die historischen Gesichtspunkte zu stark in den Vordergrund stellt und die andern Aspekte vernachlässigt, die ihrerseits ebenso wichtige Teilresultate liefern können, und die erst in ihrer Gesamtheit dazu geeignet sind, die Hauptprobleme unserer Wissenschaft zu erfassen. Man muss sich die Gefahren solcher einseitiger Stellungnahme richtig vor Augen halten um zu erkennen, wie wichtig es ist, für eine jede Lehre oder Schule die Grenzen ihrer Anwendbarkeit festzustellen. In unserem Falle gilt es deshalb vor allem, nach objektiven Kriterien zu suchen, die an Museumsstücken eine Entscheidung darüber erlauben, welche Ähnlichkeitsmerkmale derselben als Belege für historische Beziehungen verwendbar sind, und welche davon eher auf selbständige Entwicklung hinweisen.

Untersuchungen in dieser Richtung verlangen vorerst eine sorgfältige Prüfung des vorhandenen Materials. Nun besitzen Museumssammlungen gegenüber fast allen andern ethnographischen Quellen einen unbestreitbaren Vorteil: Gegenstände sind objektive Belege für Kulturerscheinungen, im Gegensatz etwa zu Aufzeichnungen von Feldforschern, die allen möglichen subjektiven Fehlerquellen unterliegen und überdies nicht selten durch vorgefasste Meinungen einseitig beeinflusst sind[1]). Gerade der unbestreitbare objektive Wert aber birgt auch Gefahren in sich. Vor allem vergisst man darüber zu leicht, dass ethnographische Sammlungen nie lückenlos sein können. So sind z. B. viele Kulturen verschwunden, bevor man ihren Besitz auch nur annähernd vollständig sichern konnte. Aber selbst unter den günstigsten Umständen ist es faktisch unmöglich, komplette Kollektionen anzulegen. Wenn z. B. das Basler Museum für Völkerkunde mit Recht stolz ist auf seine zum

[1]) Neben ethnographischen Objekten stellen eigentlich nur noch gute Bilddokumente einwandfreie objektive Materialien dar.

grössten Teil durch wissenschaftliche Expeditionen planmässig zusammengebrachten Bestände aus Melanesien und Indonesien, so muss man sich doch selbst hier sehr davor hüten, mit lückenlosem Material zu rechnen und unter solchen Voraussetzungen zu arbeiten. Auch wenn es möglich sein sollte, in andern Sammlungen Ergänzungen zu finden, spielt also die Fehlerquelle der kleinen Zahl oder des „nicht Vorhandenen" durchwegs eine sehr wichtige Rolle. Darum ist es ausserordentlich gewagt, wenn man etwa von aus einem Gebiet nicht nachgewiesenen oder in Sammlungen nicht vertretenen Objekten auf ihr Fehlen in den betreffenden Kulturen schliesst und daraus geschichtliche Folgerungen ableitet.

Weit vorsichtiger geht man in der Regel vor, wenn man statt die Objekte selbst bestimmte Merkmale oder Eigenschaften derselben zu Vergleichszwecken heranzieht; denn dadurch wird man gezwungen, nur das vorliegende, sicher festgestellte Material zu berücksichtigen, und man vermeidet damit zu einem guten Teil das eben erwähnte Risiko.

Leider kann man aber auch die von Museumsobjekten bekannten Einzelheiten nicht wahllos zu Vergleichszwecken heranziehen, sondern es gilt zunächst, dafür eine allgemein gültige Basis zu finden. Man muss sich dabei bewusst sein, dass jeder einzelne Gegenstand an sich inhaltlich nur einen Torso darstellt, der bloss den rein materiellen Teil einer bestimmten Kulturerscheinung wiedergibt. Ein Boot z. B., ein Werkzeug oder ein Schmuckstück kann ja nur dann in seiner ganzen lebendigen Bedeutung erfasst werden, wenn davon neben der äusseren Form und der augenfälligen Verwendungsart auch seine Verknüpfung mit übersinnlichen Vorstellungen, seine Bedeutung im Familien- und Stammesleben, seine Verbindung mit Sitte und Brauch bekannt sind. Erst dadurch wird es im Rahmen des Kulturganzen sinnvoll, und natürlich wären gerade diese Einzelheiten für kulturhistorische Vergleiche besonders wichtig. Sie unterliegen freilich den schon erwähnten subjektiven Fehlerquellen und könnten deshalb den objektiven Charakter der Sammlungsstücke verfälschen. Vor allem aber fällt ins Gewicht, dass solche ergänzenden Angaben zu den Gegenständen ausserordentlich häufig fehlen. Selbst wenn man vielleicht durch schärfste Überprüfung das subjektive Fehlerrisiko ausschalten oder doch sehr verringern könnte, muss man deshalb die nur in einzelnen Fällen vorhandenen

zusätzlichen Beschreibungen unberücksichtigt lassen, damit man von einer für alle Objekte einheitlichen Basis aus arbeiten kann. Man hat sich auf die rein materiellen, durch Rohmaterial, formale Gestaltung und technische Anwendung gegebenen Merkmale zu beschränken[1]).

Dazu aber gehören offensichtlich besonders angepasste Arbeitsmethoden. Es ist bezeichnend für die unklare Einschätzung des wissenschaftlichen Wertes ethnographischer Sammlungen, dass man im allgemeinen noch immer glaubt, im Feld und im Museum gleichartig arbeiten zu können, und dass sich m. W. noch niemand ernsthaft darum bemüht hat, die ganz besondern Voraussetzungen für Museumsarbeiten konsequent festzulegen. Glücklicherweise besitzt man jetzt wenigstens die Grundlagen dazu. Der französische Ethnologe André Leroi-Gourhan hat es nämlich in seinen Werken „L'Homme et la Matière" (Paris 1943) und „Milieu et Techniques" (Paris 1945) unternommen, für Ergologie und Technologie, also für diejenigen ethnologischen Fachgebiete, die sich mit ausgesprochen materiellen Erscheinungsformen der Kulturen befassen, eine Systematik zu schaffen, die ausschliesslich vom Rohmaterial, von der Form der Objekte und von den in ihrer Anwendung zum Ausdruck kommenden physikalisch-technischen Funktionen ausgeht. Seine Ausführungen liefern den einzig möglichen und bisher fehlenden, allgemein anwendbaren Ausgangspunkt für Untersuchungen an Museumsmaterial. Hier braucht nicht auf Einzelheiten der teilweise völlig neuen und überraschend klaren Systematik eingegangen zu werden; es genügt, ihr soeben dargelegtes Prinzip zu kennen. Wichtig sind dagegen im Hinblick auf unsere speziellen Ziele zwei von Leroi-Gourhan eingeführte Begriffe. Er unterscheidet immer scharf zwischen der in einem Objekt zum Ausdruck kommenden „Tendenz", d. h. dem technischen Bestreben, das dem Gegenstand zugrundeliegt, und der Realisierung desselben in der

[1]) Diese Forderung dürfte vielfach als zu extrem abgelehnt werden, vor allem dann, wenn in Sammlungen reich dokumentiertes Material vorhanden ist. Nun soll gewiss gerne zugegeben werden, dass man in solchen Fällen auch von anderen methodischen Gesichtspunkten ausgehen kann. Diese werden sich aber niemals zu einer allgemeinen und durchgehenden Anwendung eignen. Wenn man weiss, wie die ethnographischen Sammlungen entstanden sind, und wie selbst in den besten derselben von Hunderten von Objekten kaum die genaue Herkunft, geschweige denn weitere Einzelheiten bekannt sind, wird man zugeben müssen, dass als Basis für allgemeine Vergleiche nur die erwähnten materiellen Kriterien angewendet werden können.

konkreten Form. Beide Begriffe — es muss dies nachdrücklich betont werden — dienen hier rein methodischen Zwecken, und niemals besteht etwa die Absicht, mit ihrer Hilfe die jedenfalls äusserst komplexen Vorgänge zu erklären oder zu veranschaulichen, die zur Ausbildung eines bestimmten Objektes oder Verfahrens geführt haben. Vielmehr liegen ihnen unsere eigenen, modernen wissenschaftlichen und technischen Erkenntnisse zugrunde. Es soll also z. B. nicht behauptet werden, der Mensch habe sich bewusst zur zunächst theoretischen Überzeugung durchgearbeitet, eine an einem Schafte befestigte, mit einer Schneide versehene Klinge, d. h. also ein Beil, sei das für bestimmte Arbeiten am besten geeignete Werkzeug, und auf Grund dieser Tendenz habe er dann zielbewusst ein solches Gerät geschaffen. Ebenso — um ein anderes Beispiel zu nennen — wäre es jedenfalls absurd zu denken, dass eine vorausbestehende bestimmte Idee in gerader Linie zur Eisengewinnung geführt habe. Im Begriff Tendenz sind vielmehr alle von unserem Standpunkt aus als positiv erkennbaren Ergebnisse von jedenfalls unzähligen Beobachtungen und Versuchen zusammengefasst, die schliesslich zur Beilform oder zur Eisengewinnung führen mussten, die wir heute erfassen und rückblickend in ihrer Gesamtheit als notwendige Voraussetzung zur Ausbildung des Beiles resp. der Eisengewinnung bezeichnen. Offensichtlich bringt also die Tendenz eine Art technischen Determinismus zum Ausdruck, eine auf technischen Funktionen und dem verwendeten Rohmaterial beruhende Vorausbestimmbarkeit des Endresultates, die aber nicht den Erfindern offenbar war, sondern erst den Forschern unserer Zeit klar geworden ist. Wenn also die dem Beil zugrundeliegende Tendenz darin besteht, für gewisse Bearbeitungsformen von Holz die Wucht einer schneidenden Klinge zu erhöhen — indem man sie an einem Schafte befestigt und dadurch die Hebelwirkung des Armes verstärkt — so ist damit auch schon die allgemeinste Realisierungsform dieser Idee in ihren Grundzügen fixiert. Diese muss immer zu Gestaltungen mit den gleichen Grundeigenschaften führen. Darum besitzen Tendenzen allgemeinen und innert gewisser Grenzen vorausbestimmbaren Charakter, und in den meisten Fällen scheiden sie deshalb als Belege für kulturhistorische Vergleiche aus. Wohl können sie in ihrer Verbreitung so gut auf Diffusion wie auf selbständige Entwicklungen zurückgehen, aber von

technischen Gesichtspunkten aus besitzt man nur sehr selten die Mittel, um dies zu entscheiden, weil die allein fassbaren, vorausbestimmbaren technischen Formungs- und Entwicklungsmöglichkeiten alle andern Einflüsse überdecken.

Im Gegensatz zur Tendenz mit ihrem allgemeinen Charakter stellt jede Realisierungsform derselben eine einmalige, individuelle Leistung dar. So ist kein einziges Beil identisch mit einem andern, keines ist bloss durch diejenigen Eigenschaften gekennzeichnet, die sich aus der Grundidee vorausbestimmen lassen. Vielmehr zeigt jedes einzelne Stück neben den wirklich einmaligen, den Bedürfnissen oder Launen des Benützers oder Herstellers entsprungenen Merkmalen weitere Eigenschaften, wie etwa die im Querschnitt runde oder rechteckige Form der Steinklinge, bestimmte Arten der Schäftung oder der Verzierungen, die man an ganzen Reihen von oft aus verschiedenen Gebieten stammenden Beilen wiederfindet, die sich alle innerhalb der durch die Tendenz gegebenen Grenzen halten, die aber nicht durch diese Tendenz vorausbestimmt werden können. So gut wie die im engsten Sinne einmaligen Eigenschaften sind auch das individuelle Gestaltungsmerkmale, und deshalb ist es in höchsten Masse wahrscheinlich, dass sie in ihrer heutigen Verbreitung auf eine einzige Wurzel zurückgehen. Solche Eigentümlichkeiten sind also zum Nachweis historischer Beziehungen geeignet, und es gilt deshalb, sie von den tendenzbedingten Objektmerkmalen zu trennen. Nach den Ausführungen Leroi-Gourhans ist dies sehr wohl möglich. Sobald man nämlich die einem Objekte zugrundeliegende Tendenz bestimmt hat, so kann man alle bekannten Realisierungsformen derselben relativ leicht tabellarisch anordnen, indem man von den allgemeinen Gestaltungsmerkmalen zu immer detaillierteren, individuelleren Formeigenschaften fortschreitet. Ebenso fixiert man die geographische Verbreitung eines jeden Grades dieser Abstufung. Führt man nun dieses Verfahren für eine sehr grosse Zahl von Objektgruppen durch, so wird man schliesslich rein statistisch Verbreitungsgebiete nachweisen können, in denen eine grössere oder kleinere Anzahl stärker oder schwächer individualisierter Merkmale von Kulturprodukten übereinstimmt, und daraus wird man auf engere oder lockere historische Beziehungen schliessen dürfen.

Mit Recht wird man geltend machen, dass z. T. in den sogenannten statistischen Methoden der Ethnologie und vor

allem in der kulturhistorischen Lehre ganz ähnliche Gedankengänge gelten: das Form- oder Qualitätskriterium SCHMIDTS z. B. muss ebenfalls zu einer Trennung von allgemeinen und individuellen Merkmalen der Objekte führen. Vor allem in ergologischen und technologischen Untersuchungen versagt es aber vielfach in seiner praktischen Anwendung, weil keine objektiven Anhaltspunkte gegeben werden, die jene Scheidung durchführen lassen. Diese bleibt letzten Endes sehr weitgehend dem subjektiven Ermessen überlassen, was unter Umständen zu gewagten Folgerungen in historischer Richtung führen kann. Das auf den Grundlagen von LEROI-GOURHAN beruhende Verfahren dagegen gestattet zum mindesten, auf Grund objektiver Kriterien eine Grenze zu ziehen, die in der Suche nach Belegen für historische Verbindungen nicht überschritten werden sollte.

Die bisherigen Ausführungen dürften zur Genüge gezeigt haben, dass man in der als aussichtsreich erkannten Richtung nur unter einer Voraussetzung arbeiten kann: wenn man über genaue Kenntnisse der Rohstoffe und der technischen Verfahren verfügt. Man hat ja überhaupt zu häufig übersehen, dass Ergologie und Technologie eine besondere fachliche Ausbildung voraussetzen, während man es anderseits als ganz selbstverständlich betrachtet, dass z. B. soziologisch oder psychologisch gerichtete Studien nur von entsprechend geschulten Forschern durchgeführt werden sollen. Möglicherweise kommt darin eine Unterschätzung der rein materiellen völkerkundlichen Fachgebiete und der Schwierigkeiten ihrer Bearbeitung zum Ausdruck, vielleicht auch die Auffassung, dass technische Methoden nicht in eine Geistwissenschaft hineingehören, oder gar die Befürchtung, dass dadurch gross angelegte Theorien in ihren Grundlagen erschüttert würden. Man hat aber keine andere Wahl, als hier Zugeständnisse zu machen, wenn man nicht das grosse Feld der Ergologie und Technologie und damit auch das riesige Material der Museumssammlungen brach liegen lassen will.

Vielfach wären übrigens nicht nur in der Völkerkunde, sondern auch in anderen Wissenschaften folgenschwere Irrtümer unterblieben, wenn man mit genügenden technischen Kenntnissen an technische Probleme herangegangen wäre. Seitdem z. B. BLÜMNER[1]) Angaben über Orseille- und Lackmus-

[1]) H. BLÜMNER, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern. 1. Bd., 2. A., Leipzig und Berlin 1912, S. 253.

färberei im klassischen Altertum allgemein verbreitet hat, ist diese Ansicht entgegen andersartigen früheren Mitteilungen immer wieder unbedenklich vertreten worden, ohne dass man sich die Frage stellte, ob die noch erhaltenen antiken Färbrezepte wirklich auf Orseillefärberei passen. Erst PFISTER[1]) hat im Jahre 1935 aus rein technischen Überlegungen heraus neuerdings nachgewiesen, dass es sich in den zur Diskussion stehenden Verfahren nicht um Orseilleflechten, sondern um rote Meeralgen handeln muss, die färberisch ein viel einfacheres Verfahren erlauben als die Flechten. Damit aber ist es auch höchst zweifelhaft geworden, ob die im späten Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein für Europa so wichtige Orseillefärberei wirklich auf antike Wurzeln zurückgeht, wie es im Anschluss an BLÜMNER behauptet wurde.

PFISTER[2]) hat auch der Legende ein Ende bereitet, dass Ägypten in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt Sitz einer blühenden Purpurfärberei gewesen sei. In ausserordentlich zahlreichen Analysen von Gewebefragmenten aus jener Epoche konnte er nicht ein einzigesmal echten Purpur nachweisen, abgesehen von Fällen, wo es sich einwandfrei um Importwaren aus Syrien handelte.

Analoge Fehlschlüsse findet man auch in der ethnologischen Literatur zur Genüge. Es ist z. B. behauptet worden, Schlagfeuerzeuge aus Kiesel und Eisen seien mit Beginn der Eisenzeit aufgekommen[3]). Dabei übersah man aber, dass man nur mit Stahl und nicht mit Eisen Funken schlagen kann, und dass die Erzeugung von Stahl jedenfalls später erfunden wurde als die Eisengewinnung. Verschiedentlich hat man auch sämtliche Formen von Schlagfeuerzeugen, also z. B. auch solche, die ausschliesslich natürlich vorkommende Rohstoffe, wie Kiesel und Pyrit, verwenden, ohne Bedenken den Stahlschlagfeuerzeugen in Gebieten gleichgestellt, wo das Metall zweifellos eine moderne Importware darstellt[4]). Dass solche Wertungen und Vergleiche zum Nachweis historischer Beziehungen ungeeignet sind, dürfte auf der Hand liegen.

[1]) R. PFISTER, Teinture et Alchimie dans l'Orient Héllénistique. S. A. Seminarium Kondakovianum VII, Praha 1935. S. 7. ff. Bei den Algen handelt es sich um Florideen, vor allem vermutlich um Rytiphloea tinctoria C. Ag. und Plocamium coccineum (Huds.) Lyngb. — [2]) R. PFISTER, l. c. S. 43 f. — [3]) Vgl. z. B. A. M. HOCART, The Progress of Man. A Short Survey of his Evolution, his Customs, and his Works. London 1933. S. 117: „Iron, then steel were later used to strike". — [4]) F. SPEISER, Über Feuerzeuge in der Südsee, Anthropos

Wie befruchtend sich anderseits technische Kenntnisse auswirken können, zeigt z. B. allein schon das grosse und erfolgreiche Gebiet der kombinierten Sprach- und Sachforschung, auf das an dieser Stelle wohl nicht näher eingegangen werden muss. Aus ethnologischem Bereiche erinnere ich an die verblüffende Tatsache, dass man heute das Herstellungsland altasiatischer und ägyptischer Stoffe sehr oft einwandfrei feststellen kann, indem man einfach unter der Lupe die Torsionsrichtung des gesponnenen oder gezwirnten Garnes ermittelt, die z. B. für Wolle in Syrien und in Turkestan verschieden war[1]). Fast möchte man es bedauern, dass nun Herkunftsbestimmungen, wie sie etwa Sir Aurel Stein auf Grund von stilistischen Merkmalen an zentralasiatischen Textilfunden in so genialer Art durchgeführt hat, von jedem Gewerbeschüler einfacher und sicherer vorgenommen werden können. Aber es wäre doch jedenfalls falsch, deswegen auf solche Methoden zu verzichten.

Auf einen letzten Vorzug der nur technisch fundierten Untersuchungsmethoden muss noch hingewiesen werden: sie schliessen nicht allein subjektive Fehlerquellen weitgehend aus, sondern sie verzichten auch bewusst auf alle Wertungen in entwicklungsmässiger Hinsicht. Ein Beispiel möge zeigen, dass auch darin ein grosser Vorzug liegt. Felix Speiser, dessen grosse Autorität für Ozeanien gewiss von niemandem angezweifelt werden kann, hat in einer Untersuchung über

---

XXXV/XXXVI, 1940—1941, S. 243. Der Autor zitiert zunächst Ivens für Nord-Malaita: „Heute wird das Feuer, wie fast überall in Melanesien, gepflügt, aber früher konnte man es auch schlagen mit Feuerstein und Pyrit, der überall auf der Insel vorkommen soll. Es wird versichert, dass man diese Methode schon kannte, bevor die Weissen nach Malaita gekommen waren". Weiter unten fährt er fort: „Vorgreifend soll immerhin gesagt werden, dass Feuerschlagen in Mikronesien ziemlich häufig vorkommt, von wo es irgendwie nach Malaita gebracht worden sein könnte, und das dort häufige Vorkommen von Pyrit mag seine Aufnahme erleichtert haben". Nach den Feststellungen der Hamburger Südsee-Expedition handelt es sich aber in Mikronesien um Schlagfeuerzeuge aus Stahl, einheimischem Feuerstein und Lunte (also offensichtlich um späte Importwaren), die man schon ihrer Beschaffenheit wegen nicht mit den Feuerzeugen von Malaita vergleichen darf (Vgl. z. B. W. Müller, Yap Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908, I. Halbband, Hamburg 1917, S. 67 und A. Krämer und H. Nevermann, Ralik Ratak (Marshall-Inseln), ebda. Hamburg 1938, S. 127, wo allerdings nur angegeben wird, man schlage aus „Flintsteinen" Feuer Ohne Gebrauch von Stahl ist dies unmöglich.

[1]) R. Pfister, Etudes Textiles. Revue des Arts Asiatiques, VIII, Paris 1933, S. 88 f.

die Feuerzeuge der Südsee[1]) ausgeführt, dass die Feuererzeugung durch sog. Pflügen allen andern Methoden weit überlegen sei, während anderseits das einfache Feuerbohren durch Quirlen eines Stabes zwischen den Händen als technisch primitivstes Verfahren bezeichnet werden müsse. Diese Wertung verwendet er später[2]) mit zu einer entsprechenden Altersbestimmung der betreffenden Geräte. Der belgische Ethnologe Maes[3]) jedoch kommt auf Grund eingehender Erhebungen im Kongogebiet zu völlig entgegengesetzten Schlüssen: er bezeichnet den Quirlbohrer als progressivstes und daher jüngstes und den Feuerpflug als primitivstes und somit ältestes Feuerzeug. Hier muss nicht entschieden werden, wer im Recht ist; es handelte sich bloss darum zu zeigen, wie widerspruchsvoll solche Wertungen ausfallen können, und wie gering deshalb ihr objektiver Gehalt sein muss. Zu schlimmen Fehlschlüssen führen sie vor allem dann, wenn man die Technik der Naturvölker scheinbar sachlich nach eigenen, modernen Kenntnissen wertmässig beurteilt. Es geht z. B. nicht an, wie dies schon geschehen ist, die Indigofärberei, die in der modernen Technik als recht schwierig gilt, und der chemisch ein komplizierter Färbvorgang zugrundeliegt, deswegen bei allen fremden Völkern als einen Höhepunkt der Färberei zu bezeichnen; denn eingehende Studien zeigen, dass Indigofärben bei erstaunlich vielen Naturvölkern bekannt und schon in so überraschend einfacher Form möglich ist, dass man die betreffenden Verfahren in ihren gemeinsamen Merkmalen gar nicht zu historischen Vergleichen verwenden darf. Anderseits sind z. B. Arbeitsvorgänge vieler nordamerikanischer Indianer zur Herstellung von Pigmentfarben und zum Färben damit so ausserordentlich kompliziert, dass ihre Einzelheiten fast gesamthaft als ausgesprochen individuell gelten müssen und deshalb auch als Belege für historische Beziehungen verwendbar sind[4]). Chemisch, nach modernen Erkenntnissen aber, darf man solche Methoden höchstens als einfachste Vorläufer der Färberei bezeichnen. Nicht unser Wissen und die sich daraus ergebenden Wertungen dürfen also hier massgebend sein, sondern nur die objektiven Tatsachenvergleiche.

---

[1]) l. c. S. 241 f. — [2]) l. c. S. 262. — [3]) J. Maes, Les Allume-Feu du Congo Belge. Annales du Musée du Congo Belge, Ethnographie, Série VII, T. I, Fasc. 3, Tervueren 1933, S. 139. — [4]) Vgl. z B. Goldenweiser, Early Civilization, New York 1922, S. 150.

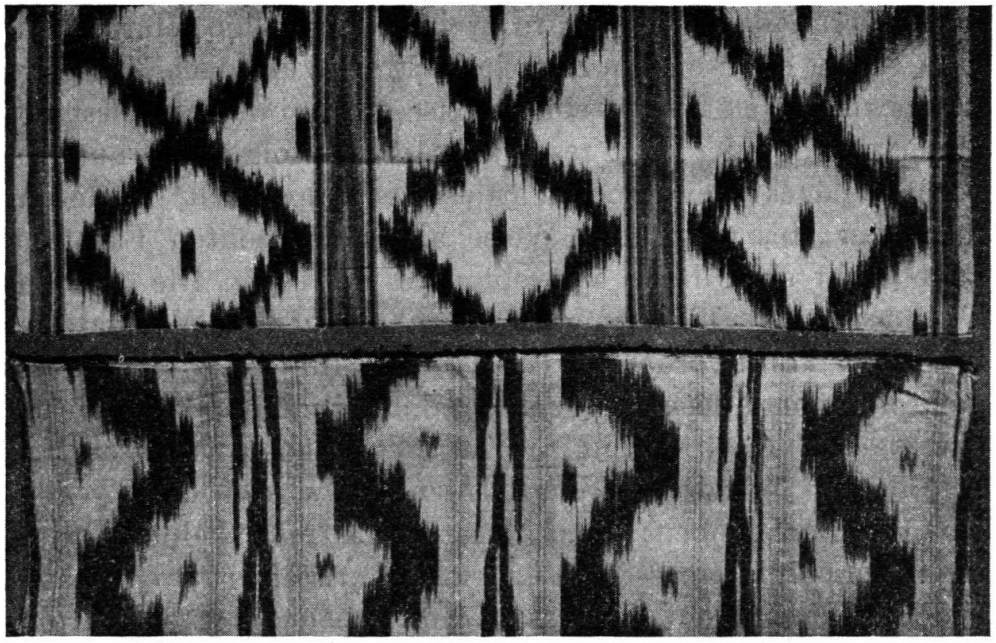

Abb. 1. Zwei Gewebestücke mit Ketten-Ikat. Mallorca. Ikatmusterung in blau auf weiss, in den schmalen Streifen des oberen Stückes rotbraun auf beige. Die Ikattechnik scheint auf Mallorca sehr alt zu sein.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, dass die Leroi-Gourhan folgende, systematisch-statistische Methode sehr grosse Vergleichsmaterialien voraussetzt, wie sie nur wenige Museen besitzen. Nun besteht aber auch die Möglichkeit, in ähnlicher Richtung, jedoch in relativ kleinen Spezialgebieten nützliche Arbeit zu leisten, wie dies im folgenden anhand eigener Untersuchungen angedeutet werden soll, die in methodischer Hinsicht unabhängig von Leroi-Gourhan durchgeführt wurden[1]).

Anschliessend an eine Sammelreise in Indonesien habe ich mich eingehend mit einer Musterungstechnik für Gewebe befasst, die in allen Erdteilen bekannt ist, und die man mit einem malaiischen Ausdruck als Ikat bezeichnet[2]). Das Ver-

[1]) Arbeiten dieser Art brauchen nicht ausschliesslich auf Museumsmaterial zu beruhen. Vielfach werden sie durch gute Beschreibungen technischer Vorgänge sehr erleichtert, und ferner können sie sogar, wie das zweite Beispiel zeigt, auch auf Grund von Feldaufnahmen und namentlich von Photographien allein durchgeführt werden. Prinzipiell wichtig ist aber, dass es eine gründliche technische Untersuchung in den meisten Fällen erlaubt, auch allein mit Hilfe von Museumsobjekten befriedigende Resultate zu erhalten, wobei natürlich einigermassen komplette Sammlungen über das betr. Spezialgebiet vorausgesetzt werden müssen. — [2]) A. Bühler, Materialien zur Kenntnis der Ikattechnik. Intern. Archiv für Ethnographie, Supplement zu Bd. XLIII, Leiden 1943.

fahren beruht darauf, dass Garn an einzelnen Stellen gefärbt wird. Man ordnet es zu diesem Zwecke in Stränge an, nach Massgabe des gewünschten Musters stellenweise mit farbundurchlässigem Material einbindet oder reserviert, nach erfolgter Färbung in vorher bedeckt gewesenen Partien neu umwickelt, wiederum färbt usw., bis auf solche Weise alle gewünschten Farbtöne angebracht sind. Dann verwebt man das Garn. Die auf dem Tuche sichtbare Musterung ist also schon auf dem Webmaterial in fertiger Form vorhanden (vgl. Abb. 1). Im gesamten Arbeitsgang muss man deshalb vor allem darauf achten, dass sich die einzelnen Garnpartien in der für das Weben vorgesehenen Anordnung befinden und sich nicht verwirren oder gegeneinander verschieben; denn sonst würde man keine Mustermotive mit einigermassen bestimmten Umrissen erhalten. Ikaten bedeutet also einen sehr komplexen Arbeitsgang, eine Kombination von Musterfärben mit Weben, und gerade deswegen erscheint es für kulturhistorische Vergleiche als besonders gut geeignet. Soweit dies auf Grund rein technischer Überlegungen möglich ist, glaubte ich deshalb berechtigt zu sein, eine einzige — in Südostasien liegende — Wurzel sämtlicher Ikatverfahren annehmen zu dürfen, und damit Belege für von dort ausgehende Kulturströmungen vorweisen zu können. Es lag nun nahe, die Frage zu prüfen, wie weit sich auch elementare Verfahren dieser Art zum Nachweis historischer Beziehungen eignen, und deshalb befasste ich mich in der Folge nur noch mit Musterungen durch Einbinden und nachfolgende Färbung allein, ohne Verbindung derselben mit Weberei. Solche Verfahren sind bedeutend weiter verbreitet als Ikat und werden sowohl auf Garn, als auch auf Blattstreifen, Geflechten und sogar auf Holz angewendet. Vielfach nähern sie sich technisch sehr stark andern Musterungsarten mit Hilfe von Abdeckungen oder Reserven, die deshalb ebenfalls berücksichtigt werden mussten[1]). In ihren Grundformen gliedern sie sich in folgende Gruppen (vgl. Abb. 2):

a) Reservierung durch Einfaltung, die z. B. verschwommene Streifenmuster ergeben kann;
b) Reservierung durch Verknoten oder Verflechten (hier in der einfachsten Form wiedergegeben);
c) Abdecken mit Hilfe von Schablonen;

---

[1]) A. Bühler, Die Reservemusterungen. Acta Tropica, Vol. 3, Basel 1946.

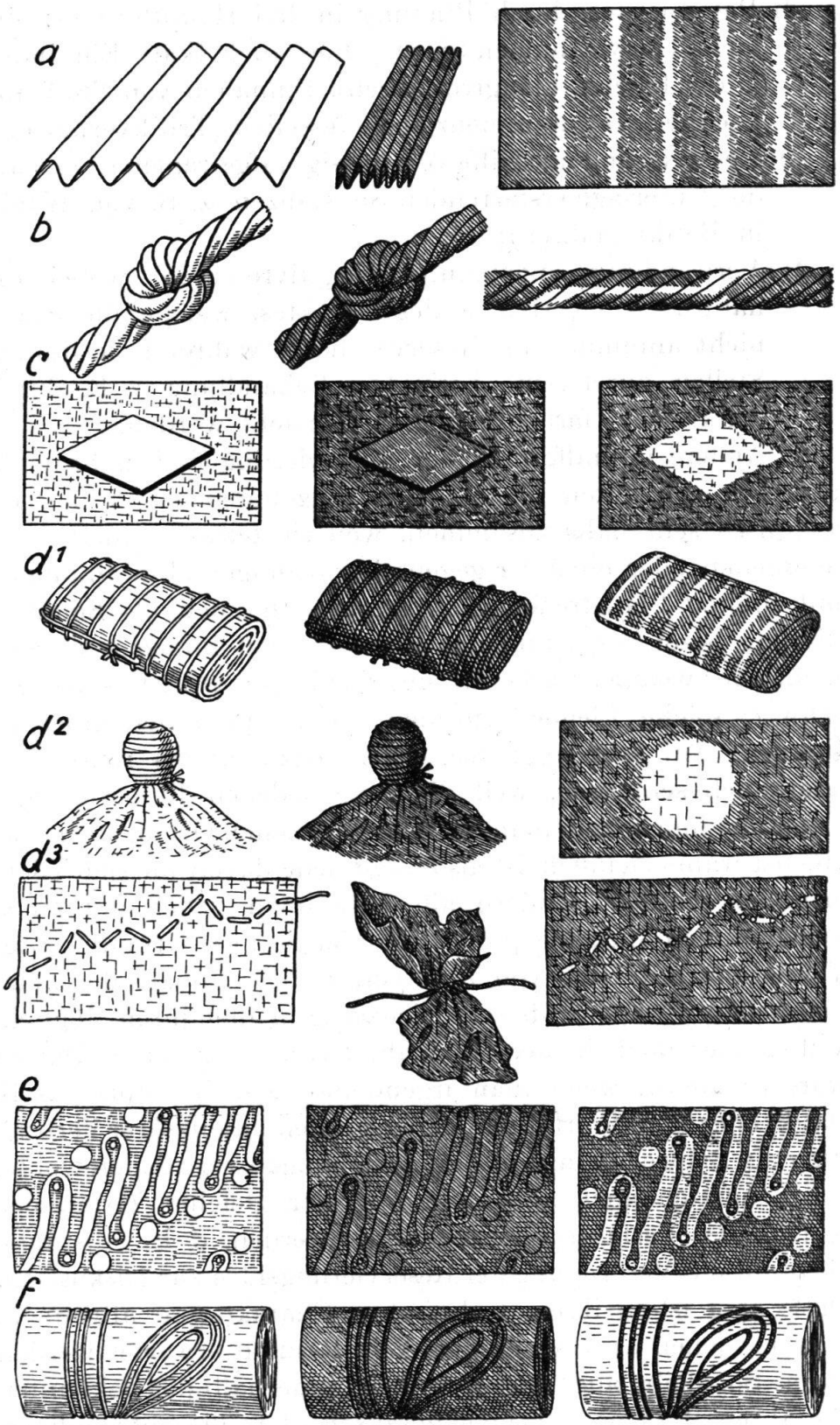

Abb. 2. Grundformen der Reservemusterungen.

d) Reservierung durch Bindung in drei Hauptformen: einfache Umwicklungen (dazu gehört auch Ikat), Einbinden in der Fläche (Plangiverfahren), Einnähen von Stoff und nachheriges Zusammenziehen desselben (Tritikverfahren);
e) Reservierung mit Hilfe von flüssig aufgetragenen und auf der Unterlage erstarrenden Substanzen (z. B. von Wachs in Batikverfahren);
f) Verwendung sogenannter Negativreserven, wobei die natürliche Oberfläche des Objektes, welche die Farbe nicht annimmt, als Reserve dient, während bestimmte Stellen durch eine besondere Behandlung, z. B. durch Aufkratzen, farbempfänglich gemacht werden.

Andere Grundformen der Reservierung sind nicht denkbar. Die genannten Verfahren aber gehören schon deshalb technisch sehr nahe zusammen, weil sie teilweise ineinander übergehen oder einander gegenseitig bedingen. Einbindungen mit breiten Blattstreifen z. B. kann man auch als Schablonierung bezeichnen, und das Einnähen hat immer auch eine mehr oder weniger starke Faltung zur Folge. Oft ist es deshalb schwer, solche Elementarformen überhaupt voneinander zu trennen. Auf sehr enge technische Beziehungen muss man aber auch schliessen, weil die verschiedenen Reservierungsarten fast immer miteinander, an den gleichen Orten, auftreten. Höchst wahrscheinlich ist also nicht jede davon für sich allein erfunden worden, sondern alle zusammen gehen auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt, nämlich auf die Grundidee der Verzierung mit Hilfe von Reserven zurück. Sobald diese einmal bekannt war, wurde sie gleichzeitig in allen ihren Möglichkeiten oder doch in der Mehrzahl davon ausgenützt. Darum wäre es falsch, wenn man irgendeine beliebige Form, z. B. Batik- oder Plangiverfahren, herausgreifen und in ihrer Verbreitung als Belege für historische Beziehungen verwenden wollte. Dazu müssten auch alle andern in der gleichen Grundidee wurzelnden Verfahren herangezogen werden, d. h. es stünde eben nur die Verbreitung der Reservierungsidee zur Diskussion. Diese aber ist in ihrem technischen Charakter so allgemein, dass aus jenen Untersuchungen kein Resultat erwartet werden kann. So bleibt auch hier nur übrig, innerhalb der bekannten Verfahren alle jene Merkmale auszuscheiden, die notwendigerweise aus der Grundidee hervorgehen müssen, um dann den aller Wahrscheinlichkeit nach aus individuellen und deshalb

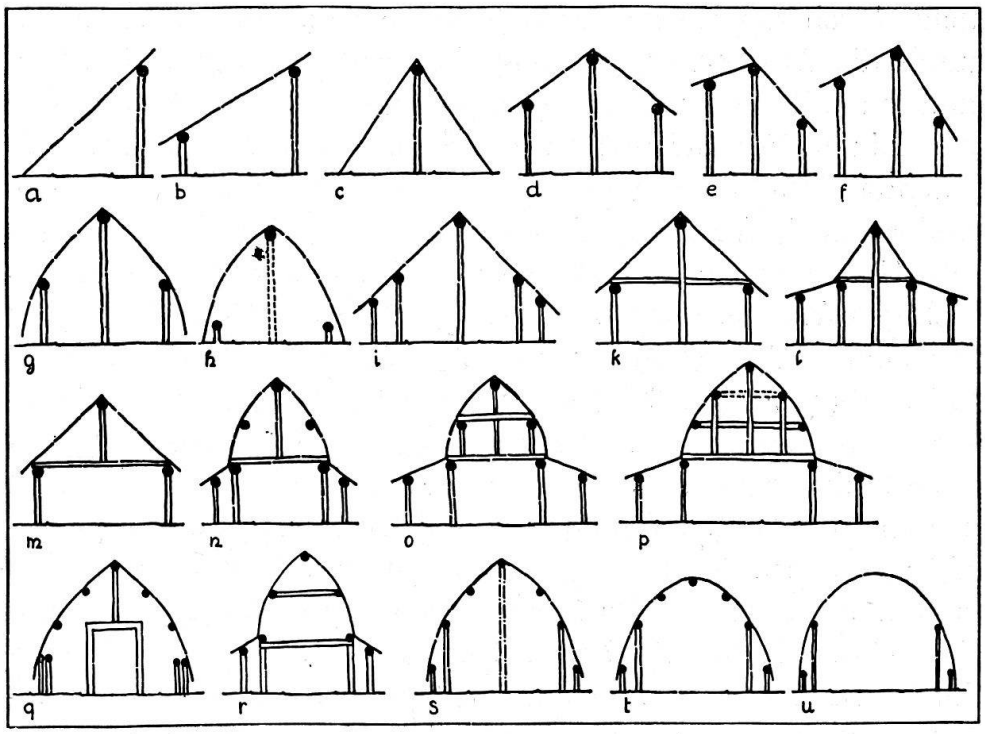

Abb. 3. Hausformen in Neuirland (nördlicher und mittlerer Teil), Neuhannover und Tabar. Halbschematische Querschnitte.

historisch bedeutsamen Eigentümlichkeiten bestehenden Rest genauer zu untersuchen. Nicht die Tatsache also, dass es sich um grundsätzlich gleiche Reservierungsformen handelt, wenn man zum Abdecken vor dem Färben flüssiges, nach der Auftragung erstarrendes Wachs verwendet und dieses nach erfolgter Färbung in kochendem Wasser entfernt, stellt z. B. in den verschiedenen Batikverfahren ein vergleichswürdiges Kriterium dar; denn sie ergibt sich aus der Grundidee der Reservierung und ihren vorausbestimmbaren Variationsmöglichkeiten. Wohl aber muss man an historische Beziehungen denken, wenn sich zeigt, dass an den einen Orten zur Auftragung des flüssigen Wachses genau die gleichen kupfernen Behälter mit Ausgussröhrchen, an andern reissfederartige Geräte und wieder an andern Pinsel verwendet werden, dass man in einer Reihe von Gebieten die Wachsreserven nur auf einer Stoffseite, in einer andern dagegen immer beidseitig anbringt. Denn hier handelt es sich um individuelle, in keiner Weise aus der Grundidee vorausbestimmbare Merkmale, auch wenn sie sich durchaus innerhalb der grundsätzlich gegebenen Grenzen halten. Ebenso ist in der Ikattechnik der individuelle Charakter

nicht durch die Reservierungsform an sich, sondern vor allem durch die Anpassung derselben an die Weberei und die Kombination mit dieser Technik gegeben.

Ein letztes Beispiel möge zeigen, dass sich solche eingehende Detailuntersuchungen nicht nur für technologische sondern auch für ergologische Materialien eignen. Es betrifft jene Grundformen des Hausbaus, die man auf den geradflächigen Wetterschirm zurückführt und als Rechteckbauten bezeichnet. Ausgehend vom Elementartyp dieses Wetterschirmes (vgl. Abb. 3, a) kann man die verschiedenen denkbaren Formen nach rein konstruktiven Gesichtspunkten in einer Reihe zusammenstellen. Vom Pultdachhaus (b) führt sie zu den Firstdachbauten (c-u) und hier wieder von Ständer-Pfettenkonstruktionen (d-q) zu Sparren- und Kehlbalkenformen (r) und sekundären Vereinfachungen (s-u). Wenn man nun die auf den ersten Blick recht starken Unterschiede in den Vordergrund stellt und nicht an die formmässigen und konstruktiven Zusammenhänge denkt, so ist man auch hier wieder versucht, irgendeinen dieser Typen in seiner Verbreitung zu verfolgen und daraus historische Beziehungen abzuleiten. Nun stammen aber sämtliche dargestellten Formen aus einem kleinen, relativ geschlossenen Kulturgebiet von Nordneuirland, Neuhannover und den Tabarinseln, wo sie alle nebeneinander auftreten, und wo sicherlich niemand ernsthaft mindestens ein gutes Dutzend verschiedene Kulturströmungen nachweisen möchte. Offensichtlich stellten also auch hier die verschiedenen Hausformen nur vorausbestimmbare Variationen der gleichen Grundidee, nämlich des Rechteckbaues dar, und darum kann man sie für historische Untersuchungen gar nicht verwenden. Vielmehr ist man wiederum genötigt, zu diesem Zwecke auf individuelle, nicht durch die Konstruktion bedingte Merkmale zu greifen: auf Lauben und andere Anbauten, auf Hausverzierungen, Raumgliederungen, Ausgestaltung der Wände usw.

Nochmals zeigt sich also mit aller Deutlichkeit, was schon in den früher erwähnten Beispielen zum Ausdruck gekommen ist: Ein jedes Verfahren und ein jedes Objekt ist in seiner Ausbildung nicht allein durch die freie Gestaltungskraft des Menschen, sondern sehr weitgehend auch durch technische Faktoren bedingt. Diese wirken zunächst einschränkend und leiten die Gestaltung in bestimmter Richtung. Innerhalb solcher Grenzen aber besteht eine oft sehr weitgehende Variations-

breite, die man auf Grund technischer Feststellungen vorausbestimmen kann. Man darf deshalb nicht einfach beliebige Objekte oder Verfahren für historisch gerichtete Vergleichszwecke herausgreifen, sondern muss sie zuerst in ihren Grundlagen, in ihren Grundideen, erfassen und in den dadurch gegebenen Rahmen stellen. Meistens zeigt sich dann, dass sie zu einer ganzen Gruppe gehören, in der die Mehrzahl der überhaupt denkbaren Gestaltungsformen jener Grundidee ausgenützt werden. Alle diese Variationen sind für Vergleichszwecke untereinander und mit der Grundidee gleichwertig, soweit man dabei die Merkmale berücksichtigt, die sich notwendigerweise aus der Grundidee ergeben müssen, und es gibt keine ergologischen oder technologischen Kriterien, um solche allgemeine Eigenschaften in ihrer kulturhistorischen Bedeutung zu erfassen. Wohl aber erlaubt diese Methode mit annähernder Sicherheit, alle jene Merkmale zusammenzufassen, die über den technisch bedingten Rahmen hinausgehen, individuellen Charakter besitzen und deshalb als Belege für historische Beziehungen dienen können.

Der vorliegende Versuch, die Verwertbarkeit von Museumssammlungen für kulturhistorische Untersuchungen zu prüfen, musste sich notgedrungen vor allem mit den Schwierigkeiten solcher Arbeiten beschäftigen und besonders einschränkende Gesichtspunkte zur Geltung bringen. Nachdem nämlich die üblichen Methoden vielfach gerade daran scheitern, dass sie die Grenzen ihrer Anwendbarkeit nur ungenügend sehen, scheint es am dringlichsten, solche zu schaffen. Ich glaube gezeigt zu haben, dass dies möglich ist. Damit aber erweist sich auch, dass man auf rein materiellen Grundlagen noch keine Mittel dazu besitzt, um in der Geschichte der Naturvölker in grosse Tiefen zu dringen, bis in jene Epochen, wo sich die so oft erwähnten Grundideen oder Tendenzen und ihre Variationen ausbildeten. Vielmehr kann man nur wenig unter die Oberfläche der heutigen Kulturen gelangen, nur Migrationen und Diffusionen von Kulturerscheinungen nachweisen, die relativ jung sind. Alles was darüber hinaus versucht wird, bleibt vorläufig Spekulation. Nochmals sei ferner betont, dass selbst diese bescheidenen Resultate erst nach strenger Prüfung von ganz andern Gesichtspunkten her Aussicht auf allgemeine Anerkennung haben können. Deshalb braucht man die heute möglichen Ergebnisse technologischer und ergo-

logischer Forschung durchaus nicht zu gering einzuschätzen. Wenn es z. B. gelungen ist, mit ihrer Hilfe Belege für Kulturströmungen beizubringen, die von Indonesien nach Madagaskar und Amerika, von China nach Vorderasien oder von Vorderindien nach den Guinealändern reichen, so bedeutet dies nicht allein eine willkommene Bestätigung von Forschungsresultaten auf Grund ganz anderer Ausgangspunkte, sondern es zeigt auch, dass historische Beziehungen über gewaltige räumliche Distanzen erfasst werden können, die trotz ihres relativ geringen Alters für die Geschichte der Menschheit von grösster Wichtigkeit sein müssen.